

## Sonntags-Beiblatt

zur

## Augsburger Postzeitung.

26. Februar

Nr. 9.

1854.

Dieses Blatt erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der halbjährige Abonnementspreis 40 fr., wofür es durch alle königl. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

## Rudolf von Rodt,

weiland Missionär der Londoner Missionsgesellschaft,

über die Früchte seines Wirkens in Indien.

(Schluß.)

Was war natürlicher als daß Rodt einen Ort zu verlassen wünschte, an dem er sich vergeblich in Anstrengungen erschöpfte, und der ihm, trotz des längern Aufenthaltes, ganz fremd geblieben war. „Als ich zum letztenmale“, schreibt er am 17. Jan. 1838, „durch das Dorf zog, blickte ich mit Stillschweigen von meinem hohen Sitz“ (auf einem Elephanten) „auf die Hüttenreihen zu beiden Seiten hinunter. Kein Gefühl der Wehmuth, keine Reue stieg in mir auf; ich verließ keinen Freund, keinen Bruder, keine mir zugethane, keine das Wort Gottes liebende Seele. Mehr als ein Jahr lang hatte ich das Dorf unzähligemal besucht, kannte alle Häuser und Winkel in demselben; alle Leute, vom größten bis zum kleinsten, kannten mich, und dennoch blieb es mir ein fremdes, ich möchte fast sagen, von Feinden bewohntes. Das Evangelium und den Namen Jesu haben sie oft gehört, aber nicht zu Herzen genommen; sie haben nur darüber gespottet. — In den Dienst der „Londoner Missionsgesellschaft“ getreten, welche, den Tendenzen der demokratisch-unionistischen Niederkirchenpartei huldigend, in strengem Gegensatz zu den Episcopalen steht, oder, wie Bouterweck sagt, „den persönlichen Ueberzeugungen ihrer Arbeiter möglichst Raum läßt, und in den Independents ihre Hauptvertreter hat,“ begab sich Rodt von Sunamuty nach Calcutta, und stand dort zunächst zu den Gemeinden in zwei benachbarten Dörfern in seelsorglichem Verhältnisse. Aber auch jetzt sah er noch keine bessern Früchte der Mission, als bei seiner ersten Anwesenheit in Calcutta. „Unsere Christen,“ schreibt er den 15. Febr. 1842, „in Kamakälchof und Gangri sind sehr arme, schwache, unwissende Leute, die man mit großer Geduld tragen muß.“ Nachdem er hierauf die Bedrückungen der armen Bauern durch die großen reichen Landeigenthümer hervorgehoben, fährt er fort: „Ein anderes sehr großes, wohl das größte Hinderniß, das wir zu bekämpfen haben, sind die verschiedenen christlichen Secten, die sich neben uns angesiedelt haben, besonders die Missionäre der bischöflichen Kirche, die uns nicht als Prediger ansehen wollen, und uns sagen, wir hätten kein Recht, die Leute zu taufen, ihnen das Abendmahl zu geben und ihre Ehen einzusegnen. Und wenn wir irgend Einen um seiner schlechten Aufführung willen ausschließen, so läuft er zu ihnen, und wird oft von ihnen aufgenommen.“

Mit Recht, freilich nicht in dem Sinne, wie wir meinen, nennt Rodt die Zerspaltung der Secten das größte Hinderniß eines gedeihlichen Fortganges der Missionen: dieß ist eben mit Andern der in dem Protestantismus liegende Fluch, Secten eine Existenz zu geben, die ihn selbst am meisten gefährden und zerstören. Begreiflich ist demnach unter solchen und ähnlichen principiellen Hemmnissen, wenn Rodt am

7. Jan. 1843 schreiben konnte: „Ich habe dieses Jahr fünf oder sechs neue Glieder in die Gemeinde aufgenommen.“ Wie tief er selbst dabei diese in der sectischen und individuellen Zersplitterung des Protestantismus begründeten Schäden fühlte, spricht er bei einer andern Gelegenheit aus, indem er, von seinem „monarchischen“ Verhältnisse zur Gemeinde redend, sich dahin äußert: „Die Verfassung der Gemeinen ist Nebensache, die Einheit der Gemeinen aber eine Hauptsache.“ Ja, die Einheit! Wie sollte sie sich aber auf protestantischem Boden, ohne daß man sich in seinen Principien aufgab, ermöglichen lassen?

Dieselben traurigen Erfahrungen, wie an den beiden ersten Orten seiner Missionsthätigkeit, begegneten Rodt auch auf einer Reise im nordöstlichen Bengalen, die er in Begleitung zweier protestantisirten Hindus machte, deren Tagebücher theilweise in das seinige aufgenommen sind. Der eine derselben berichtet über ihren Aufenthalt zu Krisnogor, wo ein deutscher Missionär, Namens Dürr, seit ungefähr zwanzig Jahren sich aufhielt, unter Andern Folgendes:

„Hierauf ging ich zu Herrn Dürrs Hause. Vor demselben fand ich zehn bis zwanzig Christen, die unter einem Baume in der Bibel lasen. Ich setzte mich zu ihnen und fragte sie: Brüder, versteht Ihr das Evangelium, das Ihr leset? Sie antworteten: Freilich; wie könnten wir, wenn wir es nicht verständen, Andere darin unterrichten? Ich: Brüder, was hat der Herr für uns gethan? Sie: Er kam ins Fleisch, uns zu erlösen. Ich: wie können wir Theil haben an der Erlösung, die er für uns erworben? Sie: Wenn wir seine Gebote halten, wenn wir die Sünde verlassen, wenn wir zu ihm beten. Ich: Reicht unsere Kraft hin, dieß zu thun? Sie: Allerdings; denn unser Herz steht unter unserer eigenen Aufsicht; wir können seine Neigungen und Begierden nach unserm eigenen Willen leiten; denn wir z. B. waren Hindus, jetzt aber haben wir unser Herz geneigt gemacht, die Religion Christi anzunehmen. Ich fragte weiter: Welches ist die wahre Religion? Sie: Das können wir, ohne vorherige Prüfung, nicht sagen. Ich entgegnete: Dann scheint es, daß Ihr ohne vorherige Prüfung Christen geworden seyd? Sie sagten: Viele Dörfer sind christlich geworden; wir haben es gemacht, wie sie. Ich fragte noch weiter; aber zuletzt wurden sie böse und sagten: Wir können nicht unser Lesen aufgeben und beständig mit Dir schwagen.“

Nicht geförderter, sagt Bouterweck, scheinen auch diejenigen gewesen zu seyn, von welchen Rodt unterm 12. Nov. berichtet:

„Um vier Uhr erreichten wir einen Ort, von wo der Wohnort des Herrn A. (eines Missionärs) nur eine Meile entfernt war. Ich gab daher Befehl, das Boot anzuhalten, und ging allein über Feld, ihm einen Besuch zu machen. Unterwegs mußte ich über einen kleinen Fluß; ein Mann zeigte mir die Furt. Er sagte mir, er sey ein Christ, und wies auf mehrere andere Bauern hin, die im Felde arbeiteten und, wie er sagte, alle Christen wären. Ich fragte ihn: Warum seyd Ihr Christ geworden? Er antwortete ehrlich: Des Geldes wegen. Ich: Wie Viele sind Christen geworden? Er: In diesem und in den benachbarten Dörfern bei hundert Familien. Ich fragte zum zweiten und zum dritten Male: Warum seyd Ihr Christ geworden? und erhielt immer dieselbe Antwort. Auf meinem Rückwege ging ich durch ein Dorf, dessen Bewohner sämmtlich, drei bis vier Häuser ausgenommen, Christen geworden waren. Ich rief einige herbei und fragte sie: Warum seyd Ihr Christen geworden? Sie antworteten: Weil wir glauben, daß das Christenthum wahr ist! Was habt Ihr gewonnen und was werdet ihr künftig noch dadurch gewinnen, daß Ihr Christen geworden seyd? Anfangs antworteten sie nicht; dann sagte einer von ihnen: Wir werden den Himmel gewinnen. Als ich sie insgesammt fragte: Könnt Ihr lesen und schreiben? antworteten sie: Nein. Frage: Wer ist Christus? Antwort: Wir haben von Nischi (d. i. ein Heiliger) gehört; wir wissen aber nicht, wer er war und was er gethan hat. Frage: Habt Ihr von seinem Tode gehört? Antwort: Wir wissen nichts davon. Frage: Seyd Ihr getauft worden? Antwort: Nein; Niemand hier ist getauft worden, ausgenommen diejenigen, welche die zehn Gebote und den Glauben

wissen. — Ich ging weiter und traf einen alten Mann, der mir sogleich ungefragt sagte, er sey ein Christ. Ich fragte ihn: Warum seyd Ihr Christ geworden? Antwort: Weil Andere es geworden sind."

Ähnliche Erfahrungen, und insbesondere ein die fürchterlich entsetzlichen Folgen dieser Christenmacherei recht prägnant charakterisirendes Gespräch mit einem vagabundirenden Bettelmuscanten, der auch „Christ“ geworden war, erzählt das Tagebuch des andern Begleiters Rodts: „Frage: Ihr habt ein musicalisches Instrument, macht Ihr vielleicht Musik und singt Lieder? Antwort: Ja; mit Hindus singe ich Hindulieder und mit Christen christliche Gesänge. Ich sagte: Zwei Herren zu dienen ist Sünde. Antwort: Das läugne ich nicht. Ich: Ist es recht, wissentlich zu sündigen? Antwort: Unser Väter Adam hat gesündigt, warum sollten wir nicht sündigen?“ „Unter ähnlichen niederschlagenden Erfahrungen“, fügt Bousterweck diesen Mittheilungen bei, „enthalten die Tagebücher auch einzelne Beispiele eines wirklichen Verlangens nach Belehrung, und mehr als einmal hatten die drei Prediger Gelegenheit, bei ihren Straßenpredigten die Aufmerksamkeit der versammelten Heiden und Muhamedaner zu bewundern. Viele Tractate, auch ein paar Evangelien an zwei Braminen, wurden vertheilt; manchmal aber wurde das Anerbieten zurückgewiesen, oder die bereits angenommenen Tractate zurückgegeben.“ — Fürwahr ein schlechter, armseliger Trost, nichts als ein paar einzelne Fälle, aus denen vielleicht eine aufrichtige Conversion werden dürfte, und ein bißchen Aufmerksamkeit bei einer durch die Neuheit der Erscheinung ohnedem anziehenden Straßenpredigt — als kümmerliche Beweise einigen Erfolges vorbringen zu können!

So wenig Rodt selbst sich über die Erfolglosigkeit des Missionswerkes täuschte, so unangenehmen Eindruck scheint sein ungeschminktes und unbefangenes Urtheil in Genf und London gemacht zu haben, wo man eher dem Manne, als — der Sache die Mißerfolge zuzuschreiben geneigt war. „Meine Genfer Freunde“, schreibt er unter dem 31. März 1839, „schweigen völlig, und Wenger hat mir geschrieben, daß sie mit mir unzufrieden seyen, mich im Irrthum begriffen glauben. — Ich glaube, mein Irrthum besteht darin, daß ich ihnen das Werk in Indien dargestellt habe, wie es wirklich ist, ohne es auszumalen oder zu verschönern; daß ich Ihnen gesagt habe, wie so wenig von den Wirkungen des Geistes Gottes hier sichtbar, wie viele Indier um zeitlichen Gewinnes willen Christen werden, oder doch wenigstens um in der Welt befördert zu werden; wie in einer nur sehr geringen Anzahl wahre Frömmigkeit zu sehen ist. Wenn ich dies Alles gesagt habe, so muß ich es wiederholen und bestätigen. Wollte Gott, ich wäre im Irrthum!“ Daß Rodt nicht im Irrthum war, noch die Zustände zu schwarz sah, bewies der traurige Fortgang der Mission freilich täglich handgreiflicher; ihre Resultate in den folgenden Jahren waren nicht um das Geringste erfreulicher, vielmehr noch niederschlagender. Das „Reich Gottes“ nehme in Indien seinen „stillen, langsamen Gang“ — tröstet sich Rodt unterm 16. Dec. 1841 und 18. April 1842; doch aber ist dieser Gang ihm selbst für seine Ungeduld wieder zu langsam; „denn wenige, sehr wenige Seelen bekehren sich, und unter denen, die sich zu Christo bekennen, sind viele Heuchler, Viele, deren Bauch ihr Gott ist.“ Zuweilen scheint es ihm, das Reich Gottes gehe nicht bloß langsam und stille, es gehe vielmehr rückwärts. „Zwei große Hindernisse“, klagt er dann, „stehen ihm im Wege: die Secten und die Zwistigkeiten, die das Volk Gottes zertrennen und die Feinde zum Glauben verleiten, es sey das Reich Christi mit sich selber uneins, und könne nicht bestehen (sic!) — und dann der Geiz und die Geldsucht der Hindus, die an dem Reichthum der englischen Christen nur zu leicht Nahrung findet, und sie in die fast unwiderstehliche Versuchung führt, derjenigen Partei sich anzuschließen, die die reichste ist und die meiste Unterstützung verspricht. Und einige unserer (falschen) Brüder sind niederträchtig genug, durch Geld die Glieder anderer Gemeinen anzulocken und zu verführen, und Viele haben sich verführen lassen.“

Begreiflich ist's hiernach, wenn es unter dem 16. Dec. 1842 weiter heißt: „Die Kirche Gottes ist hier in keinem blühenden Zustande. Freilich ist die Zahl der

Christen nicht unbedeutend. Ich glaube, sagen zu dürfen, daß in der Provinz Bengalen allein sich etwa 10,000 eingeborne Christen befinden, oder wenigstens Solche, die sich zum Christenthume bekennen; denn wahre Christen gibt es äußerst wenige. Gott allein kennt die Herzen; aber ich zweifle, ob mehr als 500 Christen unter jenen 10,000 zu finden sind.“ Warum hätte auch in den vier bis fünf Jahren während Rodt dort lebte und zu wirken suchte, ein Umschlag zu günstigen Resultaten hervortreten sollen, nachdem seit vierzig bis fünfzig Jahren alle Anstrengungen ganz erfolglos geblieben waren. Rodt selbst äußert sich den 17. Dec. 1842 darüber mit einem merkwürdigen Beispiel:

„Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde zu Tschinsura (unweit Calcutta) eine Missionsstation gegründet, die seither immer von zwei, drei bis vier Missionären besetzt blieb, die, so viel ich weiß, Alle mit Eifer das Evangelium in den Gassen und auf den Marktplätzen unzählige Male verkündigt haben. Und was für Frucht haben ihre mehr als vierzigjährigen Arbeiten getragen? Antwort: „Gar keine.“ Nicht ein einziger Indier wurde je in Tschinsura bekehrt, während drei oder vier Missionäre dort ihr Grab gefunden haben. — So geht es auch mir: Hundert und tausend Male habe ich das Evangelium verkündigt, und doch noch wenig Frucht meiner Arbeit gesehen. Habe ich deswegen den Muth verloren? Oder sage ich dies, um Sie zu betrüben? Das sey ferne!

Es ist mir nur daran gelegen, die Wahrheit zu reden, und meinen Freunden in der Schweiz die Mission in Bengalen in ihrem wahren Lichte darzustellen. Das Gemälde ist schwarz und traurig; doch hat es auch seine Lichtpunkte, wie ich Ihnen sogleich zeigen werde.“

Und welches sind nun diese Lichtpunkte? Man höre! 5000 Eingeborne seyen südlich von Calcutta seit zehn Jahren übergetreten, „von denen hoffentlich wenigstens der zehnte Theil aufrichtige Bekenner seyen;“ 400 davon habe Rodt zu beaufsichtigen, unter denen ihn einige Wenige durch ihren christlichen Wandel erfreuten; auch habe er im letzten Jahre ungefähr zwanzig neu aufgenommen! Von 5000 sollen also 4 bis 500 aufrichtige Bekenner seyn, und von diesen Letztern einige Wenige (hier haben die „Hist.-pol. Blätter“ Herrn Rodt offenbar mißverstanden; nicht von den 4 bis 500 aufrichtigen Christen sollen nur Wenige einen christlichen Wandel führen, sondern von den 400 Namenschristen, welche Herr Rodt zu beaufsichtigen hatte. In der Hauptsache wird damit freilich nichts geändert) einen christlichen Wandel führen! Der gute Rodt hat, wie man sieht, um seinen Genfer Patronen auf dem schwarzen Hintergrunde doch auch einige „Lichtpunkte“ vorzuführen, in gutmüthiger Selbsttäuschung eine große Zahl in den Mund genommen, die sich aber durch seine eigenen Restrictionen auf einige wenige Christen reducirt. Und daß auch diese nicht einmal cum grano salis gezählt seyen, legt Rodts eigenes, fast am Ende seiner Laufbahn, unter dem 7. Jan. 1843, abgegebenes Zeugniß nur zu nahe: „Wir müssen säen in Hoffnung und mit Thränen. W. sagt mir in seinem letzten Briefe, ich solle nur wohlgemuth seyn, — daß wir ja die Bekehrung aller unserer Zöglinge gar nicht erwarten können, und daß ja nur ein Viertel des Samens, von dem im Evangelium die Rede ist, gedieh und Früchte trug. Ich antworte: Daß selbst ein Viertel meiner Zuhörer sich bekehren sollte, so viel habe ich nie erwartet; daß Einer von Zehn es thun sollte, ist mir auch nie in den Sinn gekommen; aber daß Einer unter Zehntausenden es thun sollte, und daß wenigstens Einer oder zwei oder drei unter den Tausenden, denen ich gepredigt habe, zum Christenthum übertreten würden, so viel habe ich erwartet: allein ich habe mich getäuscht.“

Doch der entsetzlichste Fluch, der auf diesen sonst erfolglosen Anstrengungen lastet, ist die concedirte Thatsache, daß die sittlich-religiösen Zustände der also missionirten Länder noch trauriger, verderbter und verrotteter werden, als sie waren; daß nicht allein keine Anhänger, sondern erbitterte Feinde des Christenthums herangezogen werden, die in demselben Maße, als sie dem Heidenthume den Rücken kehren, an starkem Geiße gegen alle Religion und alles Sittengesetz wachsen. Daher klagt denn

auch Rodt in einem vom 7. Juli 1838 datirten Brief: „Die Wissenschaften und der Unglaube machen unter den jungen Hindus große Fortschritte (!!). Sie verachten die Hindu-Religion, sind aber zugleich, was oft der Fall ist, die leidenschaftlichsten Feinde des Christenthums. Ich bin versichert, daß in einem Jahrhundert, oder vielleicht noch eher, Calcutta dem ungläubigen Paris zur Zeit Voltaire's gleich seyn wird, wenn der Herr nicht hier Hand anlegt. Ich bin öfters versucht, mich und meine Brüder, nicht in Bezug auf den Charakter, wohl aber in Bezug auf die äußern Umstände, mit den Propheten der Juden, mit einem Esaias oder Jeremias, zu vergleichen, welche während vierzig Jahren und mehr das Wort Gottes verkündigten, ohne Frucht davon zu sehen.“ Gleicherweise fügt er unter dem 11. Febr. 1840 bestätigend hinzu, daß zwar der Götzendienst in Calcutta mit schnellen Schritten seinem Untergange entgegen gehe, daß ungefähr 300 junge Hindus aus den angesehensten Familien in allen Zweigen europäischer Wissenschaften unterrichtet würden, daß kaum Einer aus Zehn an die Bramanen-Religion glaube; aber eben so entmuthigend sey es andererseits, zu sehen, daß dennoch äußerst wenige zum wahren Christenthume überträten, die Meisten, wenn sie es auch mit Worten billigten, sich dabei begnügten, ohne sich taufen zu lassen. „Sehr Viele bleiben auch ganz ohne Religion, und blähen sich mit einer seichten, nichtsagenden Philosophie auf, die sie gegen alle bessern Ein-drücke und Gefühle verhärtet.“

Man darf wahrlich der Gewissenhaftigkeit und Geradheit des nüchternen und unverblendeten Rodt Dank wissen für das freimüthige Zeugniß, so er für die Wahrheit abzulegen keinen Augenblick zweifelhaft war. Er wußte selbst wohl, wie sehr er mit dieser Gesinnung *rara avis* unter den protestantischen Heidenboten war; noch am Schlusse seiner Berichte bemerkt er: „Hier das Gemälde von dem, was in Indien vorgeht. Vielleicht habe ich es mit allzu schwarzer Farbe entworfen: allein ich bereue es nicht: ich hoffe dadurch die glänzenden, in Europa bekannt gemachten Schilderungen zu berichtigen, wo man mit Fleiß alles Gute und Schöne heraushebt und das Böse ausläßt.“ — Wir aber unsererseits widerholen: die Geschichte des protestantischen Missionswesens ist ein Gottesgerichts-Urtheil.

## Das Armenwesen vom katholischen Standpuncte betrachtet.

### II.

#### Ursachen der Verarmung.

Die Sophistik hat sich auch in Auffindung der Ursachen der mehr und mehr hereinbrechenden Verarmung und deren Steigerung, die aller Subsistenzmittel entbehrt — der Noth — versucht, und zwar nicht ohne ihr Glück. Sie stellt vor Allem die Behauptung auf, ein Grund dazu liege in der Uebervölkerung. Dieser ist jedoch nach zwei Seiten unrichtig: einmal haben wir keine absolute Uebervölkerung, dann verkennt diese bei Vielen beliebte Klage die Stellung des Einzelnen zum Organismus der Gesellschaft. Ein Jeder ist berufen, die ihm gewordene Aufgabe als Bürger dieser Welt zu lösen, und schon in dieser Lösung liegt sein Segen oder sein Fluch. Die Richterfüllung erst gibt eine Anzahl gleichartiger, zur bloßen Consumtion herabgesunkener Einwohner, die im Steigerungsfalle wie eine Landplage über die Besitzenden herfallen, Verderben aller Art verbreiten, eine gewisse Uebervölkerung simuliren können. Im jüdischen theokratischen Staate war verhältnismäßig die höchst gesteigerte Bevölkerung, und es waren namentlich unter den ersten Königen Jahre, die ihres Glückes halber eine typische Vorbedeutung zum spätern Reiche Gottes haben sollten. Manche Staatsmänner ahnten die hierin tiefliegende Wahrheit und eiferten gegen jegliche Auswanderung, wie sie aus den meisten Kräften den Schluß auf die höchsten Resultate machten, freilich mit der wenig bedachten Hypothese über die Dualität der Kräfte. Wie ein Wasserwirbel seine Ursache nicht auf der Oberfläche, sondern tief am Grunde hat und dort nur zu heben ist, so verhält es sich mit dieser Uebervölkerung, die, wie Viele glauben, die Hoffnungen der Zukunft in den Abgrund zieht.

Wir richten unsere Blicke dahin, wo der eigentliche Sitz des Uebels ist, und wollen nicht nutzlose Streiche gegen eine Hydra versuchen.

Eine weitere Ursache der Verarmung wird der zu leichten oder erschwer-  
ten Ansäßigmachung beigelegt. Es ist nicht zu bestreiten, daß dieses eine klaf-  
fende Wunde unseres socialen Lebens ist. Das Fortkommen ist nicht an einen einzigen  
Factor, an den Besitz, gebunden; Subjectives und Objectives gehören zu dem  
gewünschten Resultat, und die Außerachtlassung des Einen oder des Andern ist vom  
Uebel. Wie das starre Festhalten am Rechte des Einzelnen zur Begründung seiner  
eigenen Subsistenz seine Bagabunden begünstigt, so erzeugt das Verfolgen des bloßen  
Geldtarifs Verhältnisse, die wir nicht näher zu erörtern brauchen. (?) Wenn jede Sche-  
matisirung ihre Gebrechen, so hat die fragliche solche in vergrößertem Maasse. Die  
bürgerliche Gesellschaft muß leiden, wenn in der Constatirung derselben die wesent-  
lichste Stufe wenigstens ignorirt und die nach der Erde gefehrte Seite vor-  
zugsweise ins Auge gefaßt wird. Auch hier nehmen wir nicht die auf beiden  
Seiten hervortretenden Fehler, die nur die Folge der Vernachlässigung eines höheren  
Gesetzes sind, als die Ursachen in erster Reihe für unsere Nothstände an, sondern  
wollen sie nur in ihrer Mitwirkung erwähnt haben.

Es werden ferner Ursachen angegeben, die zu weit vom bessern Ziele entfernen,  
als daß wir sie ungerügt lassen könnten. Sie betreffen einige Zweige des katholischen  
Cultus. „Die vielen Feiertage“ — sagt man — „sind es, die den Müßiggang för-  
dern, den Wohlstand hingegen wegen der an solchen Tagen stattfindenden Genüsse  
schmälern.“ Man wisse ja doch, — wird beigelegt — besonders das gemeine Volk,  
solche Tage nicht würdig zu feiern.“ Hieraus folgt eine furchtbare Alternative: ent-  
weder braucht man die Feiertage nicht mehr — dann sind es nur zeitweilige Zucht-  
mittel in der Polizei-Hand der Kirche gewesen — oder sie selbst sind schlecht —  
dann ist es auch der Boden, aus dem sie emporgewachsen. Es liegt ferner in einer  
solchen Glückseligkeits-Theorie, je eher je lieber die Religion hinter Schloß und Riegel  
zu verwahren und den Ausgang des neuen Heiles erst zu erwarten, wenn im öffent-  
lichen Leben jeder religiöse Charakter verwischt und das goldene Kalb des Capitals  
zur Verehrung aufgerichtet sey. Nun, man verwandle die Kirchen in Pantheone für  
Kunst und „nützliche Unterhaltung“, die Vorhöfe derselben in heilvolle Turnschulen  
und Plätze für höhere Gymnastik; man streiche die christlichen Feste aus dem Kalender  
und setze dafür vernünftige und nützliche ein; man sanctionire auch die antiquit-  
teste Unwahrheit als Gewinn und Aufschwung und schreite über die festesten Grund-  
sätze, weil nicht zu widerlegen, verachtend hinweg; man statuire ein Amalgama  
der verschiedenen religiösen Ueberzeugungen, um den materiellen  
und intellectuellen Reichthum einer gewissen besondern Classe der  
Bevölkerung durch das Ganze in Fluß zu bringen: und wir werden das  
Volk bald schreien hören: „Panem et circenses“, wie in jenen Tagen, von  
denen ein trauernder Heide (Seneca de ira II, 8) sagt: „Omnia sceleribus et vitis  
plena sunt“; wir werden graben in den Goldminen Californiens, und ein Ungeheuer  
ausgraben, das seine eigenen Kinder auffrisht. Eine Parallele aller Revolutionen,  
besonders der beim Ablauf des achtzehnten Jahrhunderts und der jüngsten Jahre, die  
vorzüglich Revolutionen der Noth seyn wollten, könnte belehrend seyn. Da eine solche  
Theorie eine gottlose, ist sie dann eine wissenschaftliche? Zum matten Leben  
herabgesunken, verrostet auch der auf beständigen Gebrauch gewetzte Stahl; unmutig  
wirft Der das Werkzeug aus der Hand, der sich der höhern Idee beraubt und zum  
Sclaven der Scholle verdammt sieht. Den Festtagen, deren es keineswegs zu viel  
sind, gehört ein solcher Vorwurf nicht; sie athmen ein thatkräftigeres Leben, als ein  
purer Materialist zu ahnen vermag. \*)

\*) „Dazu sind die Festtage eingesetzt, daß sie als öffentliche, alle Jahre wiederkehrende Evan-  
gelisten die Thaten Gottes in der ganzen Kirche verkündeten, in dem Andenken der Christen erneuerten  
und verewigten, und durch diese Erneuerung und Verewigung göttlicher Thaten den himmlischen  
Sinn der Gläubigen weckten, offenbarten, belebten.“ F. M. Sailer, Pastoraltheol. III, S. 194.

Ein gleiches Loos hat das viel gehöhrte und verfolgte Wallfahrten. Ohne hier in die Sache näher einzugehen, bemerken wir, daß diese christliche, im religiösen Leben tief wurzelnde Uebung keine Armuth erzeugen kann, da es keine Züge von Wollüstigen zu Bädern oder Vergnügungsorten sind, sondern Bußgänge im Geiste der Abtödtung und unter der beständigen Controle der Kirche, noch daß sie Armuth hervorgerufen haben, da die Geschichte ein Anderes lehrt. Wenn übrigens einmal der Stein gehoben gegen Das, was hehr und heilig, so wird er geworfen, auch ohne zu wissen warum. Und es ist das Merkwürdige, daß bei Allem, was drückt, immer dasselbe als Grund angegeben wird, was man haßt, die Religion; ist sie ja das Centrum, um welches sich die Geschichte aller wesentlichen Fragen dreht; alles Uebrige steht in der Peripherie.

Einige andere aufgeworfene Ursachen der Armuth übergehen wir als zu weit führend, und bemerken über den wahren Stand der Dinge Folgendes.

Der alleinige und innerste Grund unserer allgemeiner werdenden Verarmung ist die Vernachlässigung der Religion, die Glaubenslosigkeit unserer Zeit. Wir müssen unsere Gegner bitten, nicht vor diesem Phantome zurückzuweichen, sondern sich näher in den Streit einzulassen.

Das Gesetz, welches sowohl Antrieb zum Guten als Urtheil über Vernachlässigung desselben gewährt, kann kein wandelbares, zufälliges, menschliches, sondern muß von Gott selbst, der gut allein, seyn, also die von Ihm gegebene Offenbarung, der Glaube. Eben so muß es ein oberstes Gesetz geben, das bei Befolgung desselben untrüglich lohnt und bei Vernachlässigung untrüglich straft, und auch dieses kann nur das absolute seyn und, wie es sich in Gott offenbarte, der Glaube. Dasjenige ferner, was in Sache des gemeinsamen Interesse für alle Zeiten, Umstände, Zustände und Personen den richtigen Ausschlag gewährt, muß der Menschlichkeit entrückt seyn, von höhern Regionen kommen, und auch das ist der Glaube. Wenn endlich Principien-Fragen auftauchen, bei denen der menschliche, endliche Geist sich erschöpft, so muß der absolute Geist sich manifestiren und zu einem höchsten Principe das Wandelbare, der zeitlichen Aenderung Unterworfenen zurückführen, und das stellt sich dar im Glauben. Vor diesem göttlichen Forum kann kein Streit unerledigt bleiben, wie umgekehrt Nichts die wichtigen Fragen des Geistes irritirt, ohne auch dieses Gesetz, und zwar dieses zuerst, überschritten zu haben.

Wir bitten nun, diese Principien auf die vorwürfige Frage anzuwenden. Armuth ist ein relativer Begriff; ihn kann also nur der Glaube aufhellen. Arm seyn ist im Allgemeinen Folge eines vorausgegangenen Fehlers; darüber spricht nur der Glaube das richtige Urtheil. Die Armuth setzt auch gerade in ihrer Verschuldung die Aussagen des für Alle richtenden, auch die dunkelsten Fragen entscheidenden Richters voraus; das ist kein anderer, als der Glaube. Während jede andere Auffassung, als die angegebene, die Sache auf ein bloßes Scheingefecht, weil der Basis entbehrend, hintreibt, greift die gläubige Behandlung derselben das Uebel bei seinem eigentlichen Siege, bei der Wurzel an, legt die Ursachen mit der einzig möglichen Klarheit auseinander, und ist dann, im Besitze derselben, im Stande, Abhilfe zu gewähren.

Durchschreiten wir nun im Lichte des Glaubens das Lager der Armuth; wie steht es da um die wahre Conduite derselben? Wir sehen jene Gott abgestorbenen Herzen, wie ihr wüßtes Auge, bloß dem Genuß zugewendet, endlich wild fortbrütet, wenn alle Quellen dazu verstopft sind; wir sehen jenen gemeinen Troß, die deutschen Sansculotten mit Freiheitshut und Heckerbart, die Alles, was hehr und heilig, mit Hohngelächter begleiten und keine andere Beschäftigung kennen, als jene von der Schrift bezeichnete (Exod. 32, 6): „das Volk saß, um zu essen und zu trinken, und stand auf, um zu spielen“; wir sehen jene traurigen Gestalten, die herumlungern ohne Tendenz und, wenn ihre Lebensweise „von der Hand zum Mund“ stoßt, der Schrecken und die Last ihrer Nachbarn werden; wir sehen jene Halbgebildeten, denen der Glaube nur eitle Form, wie sie unbegreiflich trotz aller sogenannten Mühe zurückgehen und dann, verkommen an Leib und Seele, der Anstoß ihrer Ge-

meinden werden; wir gewahren endlich jene alten Sünder, die dem Rufe des guten Hirten nicht gefolgt, nach den schauderhaftesten Katastrophen an den Bettelstab gekommen sind und nun in ihren grauen Tagen Noth leiden. Bankerott an Seele und Leib gehen Hand in Hand. Die Fälle, wo „eine Tücke des Schicksals arg mitgespielt“, sind nichts als moderner Auspug einer und derselben Sache. Wie dem Glauben das conservative Element inhärrt, so drückt der Gegensatz desselben seinen Vertretern das Siegel der Nichtigkeit auf. — Wir würden es nicht wagen, ein so allgemeines und hartes Urtheil auszusprechen, allein neben der These ist auch die Erfahrung für uns. Mag der Ausgang des Uebels noch so verborgen, die Haltung seiner Träger noch so täuschend seyn, es alterirt die Sache nicht. Wie vermöchten wir auch aus den verschiedenen Constellationen dafür einen bestimmten Namen zu nennen, da wir hier auf das der Welt am meisten entzogene Gebiet angewiesen sind?

Dann wohnt im Glauben ein anderes Element, welches der Noth den Keim benimmt oder dieselbe in ihrem Auftreten abwendet, die mittheilende Liebe. Sie ist die Erfüllung des alten Gesetzes, gleichsam der Engel mit dem flammenden Schwerte zur Abwehr des Uebels. Der Glaube steht in ihr seine schönste Frucht in Beziehung auf Gott und die Mitbrüder. Da diese Liebe gütig (1. Cor. 13, 4. 5) ist und nicht das Ihre sucht, strebt sie dahin, jene Uebelstände auszugleichen, welche selbst auch die Schuld freveihast beigeführt. Wenn aber dieses Leben der Liebe erkaltet und zum Egoismus herabsinkt, dann ist eine besondere Quelle versiegt, die Gott der Noth zur Ausgleichung der Verschiedenheiten annäherungsweise, aber doch befriedigend angewiesen. Nun dürfen wir es uns aber nicht verhehlen, daß wir darüber schreienden Beweis haben. Nicht nur, daß unsere Zeit keine großen Anstalten treffen kann, welche der leidenden Menschheit zu Hilfe kommen, es ist auch vielseitig über die private Herzlosigkeit für Noth und Elend gerecht zu klagen. Jene weichen Herzen, die ein zartes Tonstück zu großen Zähren rühren kann, stoßen die Hand Dessen hart zurück, der um Bewahrung vor offener Schande fleht, und überlassen ihn seinem gänzlichen Verfall; „es ist ja unschön für einen Gebildeten, weich zu seyn.“ Negativ knüpft sich daran das verheerende Element in Sitten und Gebräuchen; denn entweder wird Gott oder Belial (2. Cor. 6, 15) gedient. Daher konnte ein tiefer Denker der neuesten Zeit zu dem Ausspruche kommen (Hist.-pol. Bl. 1848 S. 691): „Unsere modernen Städte dürfen in mancher Beziehung, namentlich hinsichtlich des Luxus und der Sittenlosigkeit, mit den Städten der Römerwelt zur Zeit ihrer Entnervung und ihres Absterbens verglichen werden.“ „Die Städte unserer Zeit sind die Erzeugerinnen des Proletariats und eine beständig offene Freistätte des Communismus.“

Aus dem Vorstehenden ziehen wir den Schluß, daß aus der Glaubenslosigkeit das Uebel der Armuth entsprungen.

Wir sagen: das Uebel der Armuth; denn dem in der christlichen Ascese erstarrten Herzen wird das Joch Jesu nicht bitter und seine Bürde nicht schwer, und bei allem Drucke der Entbehrungen findet sich in ihm ein Friede, den die Welt — und dieser göttliche Ausspruch steht hier in hervorragender Größe — den die Welt nicht geben kann. Statt der Schlassheit des Proletariats tritt da eine heilige Resignation ein, die im kärglichen Brode die Güte Gottes wieder erblickt und Labung und Stärkung findet; dann aber mit dem unholden Geschiede ringt und es nicht selten in kurzer Zeit besiegt. Oft möchte das Herz brechen, wenn man noch diese Reste des christlichen Heroismus wahrnimmt. \*) Noch nie ist ein solcher Armer eine Last geworden.

(Fortsetzung folgt.)

\*) „Irland . . . hat niemals seinen Glauben vergessen. . . . Drei Jahrhunderte von Consecrationen, von Verfolgungen, von Hunger, von Entwürdigung sind über sein Haupt hingegangen, ohne es einzuschüchtern und zu beugen.“ Montalembert, die kath. Interessen im XIX. Jahrhundert.